

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

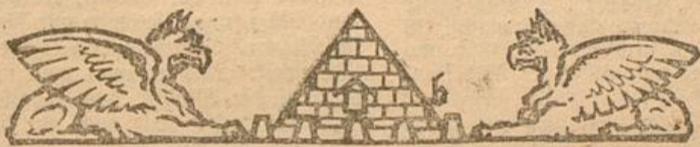
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

6.6.1920 (No. 23)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 23



6. Juni 1920

Emil Ott. / Mystik.

Mystik ist die Religion unsrer Zeit, innerhalb und außerhalb der Kirche. Mehr noch. Sie ist der feine Schmelz über unsere heutigen Lebensstimmungen. Religion ist wieder zu einer solch elementaren Lebensäußerung geworden, daß man sie wieder als etwas Allgemeinmenschliches empfindet. Die zarten, feierlichen Klänge der Mystik schwingen auch in unsrer heutigen Literatur: „Wachsein . . . Bereitschaft . . . Einkehr und Heimkehr.“ Man bezeichnet aber gemeinhin mit Mystik recht verschiedenartige Dinge. Wir wenden uns zu den Quellen der Mystik, zu den klassischen Vertretern derselben, um ihr Wesen in den Grundzügen zu spüren.

1. Johann Weyher

Am eingänglichsten sind vielleicht die „geistreichen Sinn- und Schlussreime“ von Angelus Silesius im „Cherubinischen Wandersmann“ aus dem 17. Jahrhundert:

„Gott ist in mir das Feu'r und ich in ihm der Schein.
Sind wir einander nicht ganz inniglich gemein? —
Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zunicht, er muß von Not der Geist aufgeben. —
Ich selbst bin Ewigkeit, wann ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse. —
Gott opfert sich ihm selbst; ich bin in jedem Nu
Sein Tempel, sein Altar, sein Bestuhl, so ich ruh! —
Ruh ist das höchste Gut, und wäre Gott nicht Ruh,
Ich schloße für ihn selbst mein' Augen beide zu. —
Ich bin nicht außer Gott und Gott nicht außer mir;
Ich bin sein Glanz und Licht und er ist meine Bier. —“

„Christ mein, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir.
Was suchst' du ihn denn erst bei eines andern Tür? —
Sollt auch was herrlicher als meine Seele sein?
Weil Gott, die Herrlichkeit sich selbst verwandelt drein? —
Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas tun verlangen,
Bei du in dir hältst Gott und alle Ding umfassen? —
Gott ist ein solches Gut, je mehr man ihn empfind,
Je mehr man ihn begehrt, verlangt und Lieb gewinnt. —“

Das ist Mystik, in weiterem Sinne zunächst: Das Innwerden von der Einheit unsres Seelengrundes mit dem Weltgrunde, das Ausruhen in der „ewigen Stille“ der „Gott-einigung“, das Genüge und die Seligkeit an unserm höheren, göttlichen Selbst. Man versteht, wie das unsrer Zeit wieder zu einem köstlichen Gut werden konnte. Schon in der Vorkriegszeit hat man es als solches empfunden, aber es erbleichte doch immer wieder vor dem „Kleide der Gottheit“, das man am „saufenden Bestuhl“ der Lebensfreude und Lebensbetätigung sich weben sah. Erst seit man in den letzten Jahren dieses Kleid zerrissen, die Abgründe des Lebens und des Lebensgottes sich aufzum sah, sucht man aus Verzweiflung an der Welt seine Befriedigung wieder mehr in der Innerlichkeit der Seele und deshalb auch an dem

innerlichen, das heißt mystischen Gott. Das Bewußtsein von der Einheit unsres Wesens mit der Gottheit begleitet die Menschen der Gegenwart wie eine trunkene Melodie in allen Stimmungen und Betätigungen, die uns unser höheres, reines, tiefes Selbst zum Bewußtsein bringen.

Alle höheren Religionen verschweben in Mystik. Aber sie geben ihr je nach dem Volkscharakter eine verschiedene Nuance. Die deutsch-christliche Mystik feiert die Gotteinigung entsprechend der germanischen Innerlichkeit im geheimnisvoll dunkelnden Seelengrunde, die jüdische in der Dämmerung der Liebesvereinigung, die persische im hellen Tageslichte der guten Gesinnung und Handlung. Auch die letztere, die persische Mystik ist bewußt oder unbewußt wieder zu einem Stimmungsmoment unsrer Zeit geworden. Sie entspricht mehr nüchternen Naturen, einem klaren Wirklichkeitsinn und dem Pflichtbewußtsein der Deutschen, weil sie nach dem ganzen Wesen der persischen Religion den Gegensatz von Gut und Böse betont. Hören wir auch diese Klänge, die 3000 Jahre alt aus dem Munde des großen Zarathustra zu uns herüberwehen:

„Zarathustra bin ich, ein Born ist in mir gegen das Böse,
ein Verlangen ist in mir nach dem Guten. — Ich sehe dich,
mein Gott, ich bin bei dir! . . . Wenn ich mit tiefstem Herzen
das Meine tue, so bin ich auch dein. Das ist das Geheimnis
deiner unendlichen Güte, daß in dieser Zeitlichkeit das Ewige
uns erblühen kann . . . Erschauend ahne ich deine Seligkeit
und glühe doch in deiner heiligen Flamme. Meine Worte
schweigen: eine heilige Stille. — Laßt uns nicht müde werden
im guten Denken, Reden und Tun! Ein Hauch vom Ewigen
und Wahrhaftigen ist darin, und wir spüren Gottes Atem . . .
Gott wird dein Freund sein, dein Bruder und Vater. Ich
sage es dir . . . Ein Wort nur, das Beste dem Menschen: sich
geben in Gott! Dann wirst du auch gut, und wenn du gut
bist, vollkommen und ewig . . . Dann hast du selige Ewigkeit,
und Himmel und Erde liegen dir zu Füßen. — Ja, was immer
erdacht wurde, das Gewaltigste habe ich, Zarathustra Epi-
tama; denn das ist die Zuversicht, daß ich in Gott geborgen
bin und selig leben werde, ewig in ihm!“

2.

Aber das Wesen der Mystik in engerem und eigentlichem Sinne ist damit noch nicht umschrieben. Gottverbundenheit als begleitende Melodie des Lebens ist ihr nur die erste Stufe zur sogenannten „Gottschau“. In ihr findet die stärkste und innigste Berührung zwischen Mensch und Gottheit statt. Sie vollzieht sich in Weltverlorenheit und Selbstvergessenheit, durch seelische Innen- und Tiefenschau. Daher auch das Wort Mystik: es kommt aus dem Griechischen und bedeutet: die Augen schließen, nämlich vor den Eindrücken der Welt, alle Bilder und Gesichte von außen und innen verblasen, alle Bewegungen des Gefühls- und Willenslebens zur Ruhe kommen lassen, um mit

völlig leerer, gestillter Seele empfänglich zu werden für die geheimnisvollen Eindrücke der Gottheit. Unser größter deutscher Mystiker, Meister Eckhart aus dem 13. Jahrhundert, spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Der Geist in seiner Abgeschlossenheit zwingt Gott zu sich . . . Halte dich abgetrennt von allen Menschen, bleibe ungetrübt von allen aufgenommenen Eindrücken, halte dich frei von allem, was dich aus Irdische verhaften und Kummer über dich bringen könnte, und richte dein Gemüt allezeit auf ein heilsames Schauen: bei welchem du Gott in deinem Herzen trägst als den Gegenstand, von dem deine Augen nimmer wanden . . . Streife alles Bildhafte ab und eint euch mit dem bild- und formlosen Wesen. — Selig sind die geistlich Urmenschen. Das ist ein armer Mensch: wer nichts will und wer nichts weiß und wer nichts hat. — Das sicherste Fundament auf dem Vollkommenheit ruhen kann, ist Demut . . . Das schnellste Noß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden; denn wessen natürlicher Mensch hier in der tiefsten Niedrigkeit kriecht, dessen Geist fliegt empor zur höchsten Höhe der Gottheit. — Gott schauen heißt: sich erheben über sich selbst und mit allem, was man ist, einfließen in den grundlosen Abgrund unseres Urbildes, in Gott selber. — Im Wesen der Seele, da Gott geboren werden soll, liegt tiefstes Schweigen: nicht kommt der Seele da mehr ein Wirken oder Erkennen zu, nicht mehr weiß sie da von irgend welchem Bilde, von ihr selbst, noch von irgend einer Kreatur . . . Das Beste und Herrlichste, wozu du in diesem Leben gelangen magst, ist, daß du schweigst und Gott da wirken und sprechen läßt, wo die Kräfte sämtlich zurückgezogen sind von all ihrer Wirksamkeit und vom Gegenstande.“

Der Gewinn, den wir aus solcher Gotteignung für unsere Stellung zu Welt und Leben ziehen, entspricht wieder ganz dem Sehnen unserer Zeit. Aus dem heillosen Zusammenbruch unserer Moral sehnt man sich wieder nach einer Erneuerung aus der Quelle des Guten selbst, in dem Elend der Zeit nach einer Kraft zur Duldsamkeit und Leidüberlegenheit, nach den Erfahrungen von der Bitterkeit irdischen Glücks nach einer genügsamen Befriedigung. Darüber mag ein anderer klassischer Zeuge der Mystik, Tauler, Meister Eckharts größter Schüler, zu Wort kommen:

„Wenn man nur Gott in sich hat, so erlangt man Tugend. Geschähe es aber, daß der Mensch sich selbst verlore, so soll er sich nicht lange dabei aufhalten und sich schnell wieder in Gott kehren. Wie will der Mensch der Sünde fern kommen als mit dem wahren, wesentlichen Leben? Wie will er wärmer werden als dadurch, daß er sich dem Feuer mehr nähert? — Wenn der Mensch Gott gegenwärtig in sich zieht, dann sind ihm alle kleinen Dinge gut und genug . . . Leidet Gott in allen seinen Gaben, mit all seinen Würden, dann trägt Gott uns in allen Dingen, in allen Würden . . . Der Mensch muß sich mit unserm Herrn in solchen Frieden gesetzt haben, daß keine Kreatur ihn seiner Zuwendigkeit entfremden kann, daß du nichts achtest, was dir die Welt tun kann, sie nehme dir, sie gebe dir . . . Alles, worauf der Mensch mit Lust ausruht und was er besitzt, das wird wurmtätig, ausgenommen das große, einfältige Entinken in das große, einfältige unerkennbare, unennbare Gut, das Gott ist.“

Der letzte Satz hat schon die Frage berührt: als was schaut man Gott mit dem inneren Auge? Auch hier unterscheidet die Mystik wieder Stufen. Je nach der seelischen Prägung einer Religion genießt die Mystik Gott zunächst in einer bestimmten Gestaltform, ohne daß andere Formen deshalb ausgeschlossen wären. Die christliche Mystik versenkt sich ins Meer seiner Liebe, die persische in die Quelle des Guten, die griechische in das Urbild des Schönen. Letztere ist besonders bekannt geworden durch den klassischen Hymnus, den der Neuplatoniker Plotin*) auf Gott das schöne Ureine gesungen hat. Er finde hier einen Wiederhall.

„Wer das absolut Schöne in seiner an und für sich seienden Reinheit schaut, . . . wer in seinem Anblick verharrt und es genießt, indem er ihm ähnlich wird, welche Schönheit sollte der noch bedürfen? Es ist ja eben selbst die Urschönheit, welche alle, die es lieben, schön und liebenswürdig macht . . . Durch den Geist ist die Seele schön, durch die gestaltende Seele alles Uebrige, sei es Handlung, Wissenschaft oder Einrichtung . . . Nicht der ist elend, der um den Anblick schöner Farben und Körper kommt, der weder Macht, noch Ehre, noch Kronen erlangt sondern wer dies eine entbehren muß, um dessen Erreichung man alle Kronen und Reiche der ganzen Erde, auf dem Monde und im Himmel hingeben muß, um sich in das Anschauen jenes Einen ganz zu versenken . . . Aber wie soll man das angreifen? . . . Es gehe und kehre ein in sein Inneres, wer es vermag, aber er lasse draußen, was der Blick des Auges erschaut, und sehe sich nicht mehr um nach dem, was

*) Sämtliche bisher zitierten Mystiker sind in prächtigen Friedensausgaben mit guten Uebersetzungen bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.

ihm vormalig als Glanz schöner Körperlichkeit erschien. Denn wenn man die Körperlichkeit erblickt, muß man nicht in ihr aufgehen wollen, sondern im Bewußtsein, daß sie nur Bilder, Spuren und Schatten zeigt, zu dem fliehen, dessen Abbild sie ist.“

Auf der höchsten Stufe der Gotteschau ist man aber nach aller Mystik erst da angelangt, wo man Gott keinen Namen mehr zu geben vermag, wo man ihn als das letzte, große Namenlose, Unerkennbare und Unausprechliche erlebt. „Gott ist alles das nicht, das du von ihm nennen kannst“, sagt z. B. Tauler wieder:

„Gott ist alles das nicht, das du von ihm nennen kannst; er ist immer weit mehr darüber, als irgend ein Verstand begreifen kann, weder hoch noch niedrig, weder so noch so, weit über alle Weise . . . Senke unter in dein Nichtswissen und Nichtswissen-Wollen, halte dich ganz arm an deinen verborgenen, unerkannten Gott und meine nicht, daß du der Mensch seist, der den großen, unerkannten, verborgenen Gott irgendwie erkennen wird.“

Damit findet die Mystik vielleicht das weiteste und stärkste Echo in unsrer Zeit. Die Rätsel der göttlichen Weltleitung haben in diesen Jahren dermaßen schwer auf uns gelastet, daß viele darauf verzichteten, das göttliche Weltwirken auch nur annähernd in Einklang zu bringen mit seinen herkömmlichen Namen. Man will und kann der Gottheit deshalb nicht entralen, aber man will ihn nicht nennen, sondern nur schweigend verehren als den unerforschlichen Weltgrund und erleben als den geheimnisvoll-seiligen Weltzweck. Das tut man zwar mehr aus religiösem Zweifel als, wie bei der Mystik, aus religiösem Abstandsgefühl, aber man kann sich dafür doch auch auf die höheren Religionen berufen. Nur daß dieselben in Gott auf der andern Seite doch auch noch mehr sehn und ihm Eigenschaften beilegen, dann allerdtags durch die Notwendigkeit, den Namensgott mit dem namenlosen Gott zu vereinigen, dem Glauben und der Philosophie keine leichte Aufgabe stellen.

3.

Nur eine Religion schiebt den unerkannten und unbenannten Gott fast ausschließlich in den Vordergrund und kann deshalb als die eigentlich mystische Religion angesprochen werden: der Buddhismus. Das Nirwana, in das der Gläubige schon im Diesseits sich versenken und im Jenseits versinken soll, ist keineswegs ein Nichts, wie vielfach immer noch angenommen wird, sondern irgendwie ein Zustand der Gottvereinigung, der auf Erden in völliger Seelendämmerung sich verliert, und über dessen jenseitige Art nach dem Willen Buddhas nichts ausgefragt werden soll, weil es den Menschen nicht heilsam sei. Gerade das hat, in Verbindung mit etwas anderem, den Buddhismus unsrer Zeit so nahegerückt. Man kann sich ja wundern, wie diese Religion der völligen Weltentfugung, der mönchischen Vereinsamung und Kasteiung gerade durch den Krieg, der uns doch so wirklichkeitsmühtern und weltgebunden gemacht hat, einen so mächtigen, nie dagewesenen Widerhall in unserm Geschlechte gefunden hat. Wir können doch nicht Asketen und Mönche werden, wie der Buddhismus als unumgänglichen Weg zur Erlösung fordert. Gewiß nicht. Aber es steckt eine richtige und tiefe Lebenserfahrung im Buddhismus, die eben unser Geschlecht wie kein früheres gemacht hat, und ohne die die Anziehungskraft dieser Religion nicht erklärlich wäre. Das ist die Erfahrung von der Unvollkommenheit nicht nur, sondern von den Leiden irdischen Glücks. Alles Leben ist Leiden, das ist befanntlich der Hauptsatz des Buddhismus, alle Abkehr vom Leben und Hinkehr zu Gott in mystischer Vereinigung der Weg zur Erlösung. Diese Gotteignung ist im Buddhismus gereinigt von den letzten Schlacken der Welt. Nicht nur daß sie schon auf Erden, wie auch die übrige Mystik lehrt, nur in Weltvergessenheit sich vollzieht, auch der Himmel wird nicht als ein Zustand weltähnlichen Glücks gedacht, weil das nur eine Verlängerung irdischer Unvollkommenheit sei, sondern als eine Lösung von allen irdischen Glücksverhältnissen und eine Auflösung im Nirwana. Die Enttäuschungen im Weltlichen haben hier alle irdischen Farben des Glücks auch am Himmel ausgewischt, und gerade dieses reißlose Auslöschen der Welt im Diesseits und Jenseits entspricht der Glücksbitternis unsres heutigen Geschlechts. Keiner hat diese Welt des Buddhismus wunderbarer und reizvoller geschildert als Gjellerup in seinem Romane: Der Pilger Kamaniia. Um aber ein kurzes, gedrängtes Bild vom Buddhismus zu erhalten, wenden wir uns wieder zur Quelle desselben, aus der auch Gjellerup geschöpft hat. Gotamo Buddho beschreibt im Pali-Kanon das Leben und Erleben eines Pilgers auf folgende Weise**):

***) Die Reden Gotamo Buddhos, herausgegeben von R. E. Neumann bei Piper, München

„Ohne Haus und Heim hat der Pilger in heißer Buße, in heilem Kampfe, in ernster Übung, in unermüdetem Eifer, in tiefer Bedachtsamkeit eine geistige Einigung errungen, wo er sich sagt: Er, der der liebe Brahma ist, der große Brahma, . . . ist unvergänglich, beständig, ewig unwandelbar, ewig gleich wird er immer so bleiben; während wir, die wir von ihm dem lieben Brahma, erschaffen wurden, vergänglich sind, unbeständig, kurzlebig, sterben müssen, hienieden zur Welt gekommen . . . Und weil er der Gefühle Ausgang und Untergang, Labfal und Elend und Ueberwindung wirklich verstanden hat, ist . . . erlöst der Vollendete . . . Die Genüsse sind vergänglich, leidig, wandelbar: weil sie sich umwandeln, in Veränderung übergehen, erzeugen sie Kummer, Jammer, Schmerz, Gram und Verzweiflung. Sobald aber unser Selbst, fern von Begierden, fern von unheilsamen Dingen, in sinnend gedenkender, ruhegeborener, seliger Seiterkeit weilt, hat eben dieses Selbst das vollkommene Wohlbefinden bei Lebzeiten erreicht . . . Sobald das Selbst nach Verwerfung der Freuden und Leiden, nach Vernichtung des einseitigen Frohsinns und Trübsinns die Weihe der leidlosen, freudlosen, gleichmütigen einsichtigen, vollkommenen Reine erreicht, hat eben dieses Selbst das vollkommene Wohlbefinden bei Lebzeiten erreicht. . . . Das Herz löst sich vom Wunschswahn ab und löst sich vom Daseinwahn ab und löst sich vom Irrwahn ab. Im Erlösten ist die Erlösung. Versiegt ist das Leben, vollendet die Heiligkeit, gewirkt das Werk, nicht mehr ist diese Welt . . . Das ist der Weg, der zu Brahma eingehn läßt.“

Es schwingt bei diesen Worten etwas in uns mit. Im Grunde ist es daselbe wie bei den übrigen Mystikern: das Gestillsein, das Zur-Ruhe-Kommen von weltlicher Unrast und weltlichem Ungenüge in dem göttlichen Grunde unsres Wesens. Aber während die christliche Mystik das nur für Augenblicke und Stunden will und nachher den Menschen dem Leben wieder freigibt, macht der Buddhismus einen Beruf daraus und entzieht den Menschen dem Leben. Darin liegt seine Schranke. So richtig und tief die Grunderfahrung des Buddhismus vom Leben ist, er findet nicht mehr, wie das Christentum oder andere Religionen, den Weg zur Lebensbejahung zurück, und darum ist das indische Volk mit seiner ganzen Kultur dem Todesschlaf verfallen. Unser am Leben verzweifelt Geschlecht ist nachdrücklichst zu warnen vor den müden, entnervenden Lebensstimmungen des Buddhismus. Es mag sich von ihm die Wellengänge des Lebens zeigen und Brücken zu religiöser Erlösung schlagen lassen, aber dann muß es einen neuen Mut zur Lebensfahrt finden. Erlösung vom Leben muß eine Erlösung für s Leben werden.

4.

Ganz im Rahmen des Buddhismus ist eine letzte Ausprägung der Mystik gehalten, die seit dem Krieg ebenfalls immer weitere Verbreitung findet: die Theosophie. Sie streicht am Buddhismus das weltlichstichtige Element und gibt ihm eine praktisch-sittliche Wendung mit Hilfe der indischen Lehre von der Wiederverkörperung. Wir seien nicht zum erstenmal auf der Welt, sondern Wiederverkörperungen früherer Seelen. Unsere unglücklichen Schicksale deuteten unter anderem darauf hin. Sie seien Büßungen und Läuterungen, denen wir uns für Sünden eines früheren Daseins zu unterziehen hätten, solange, in immer erneuter Wiedergeburt, bis wir reif geworden für höhere Daseinsformen auf den Sternen. Wir hätten alle an der unermesslichen Weltenwanderung teil, die der Geist vom Urgeist aus durch die Aeonen der Schöpfungen, durch die niedern Daseinsweisen von Pflanzen und Tieren, über den Menschen, über Sterne und Sonnen zurück zum Nirwana unternommen habe. Je unabhängiger wir uns machten von rein körperlichen, niedern Instinkten, überhaupt von materiellen Bedürfnissen, je geistiger wir lebten, um so mehr kürzten wir unsre Weltreise und damit unsre Büßungen ab, um so rascher erreichten wir die höheren Daseinsstufen der Sterne und endlich den seligen Abgrund des Göttlichen selbst. — Kein Zweifel, daß dieser Glaube vielen Menschen unsrer Zeit Halt und Trost geworden. Sie glauben in der Idee der Läuterung durch die Wiederverkörperung eine übersinnliche Erklärung für das Rätsel ihrer Leiden und zugleich einen Sinn dieses Leidens gefunden zu haben. In der Vergeistigung der Lebensweise, insbesondere durch die theosophischen „Übungen“, erreichen sie eine gewisse Erlösung von der Knechtschaft des Materiellen und der weltlichen Qual, eine Erlösung, die sich religiös-buddhistisch, vielfach auch religiös-christlich vollendet. — Wie man allerdings sich das vorstellen oder philosophisch begründen soll, daß wir Wiederverkörperungen früherer Seelen sein und sogar für ihre Sünden mit unsren Schicksalen büßen sollen, bleibt ein Geheimnis, das sehr starke Zumutungen an uns stellt. Indessen gerade das Geheimnisvolle, Unverständliche, Wunderhafte ist ja für eine im öden Mühseligkeitsgeist verödete Zeit wieder Reiz und Bedürfnis geworden. Mystik ist in der Theosophie zum Mystizismus, zum

kühnen Stoß ins Unerforschliche, zum Grübeln im Unergründlichen geworden. Der seiner Sinnengebundenheit entledigte, in geistigem Ueberchwange meditierende Theosoph ergeht sich in den ausschweifendsten Spekulationen über Weltentstehung, Geist und Geister, Spekulationen, die an die kühnsten Mythologien und grostischen Phantasien erinnern, Spekulationen, denen gegenüber aller wissenschaftlichen Philosophie, auch allem nüchternen, besonnenen Glauben der Welt ausgeht. Man macht zwar immer wieder dagegen geltend, daß es Dinge gäbe zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsre Schulweisheit nichts träumen lasse. Gewiß. Aber ob sie sich ergründen lassen, das ist die Frage. Wir müssen uns mit Goethe damit begnügen, das Erforschliche auf dem Gebiete des Wissens und Glaubens erforscht zu haben und das Unerforschliche in Demut zu verehren. Mit dem Erforschlichen haben wir soviel zu tun, daß wir für das Unerforschliche nicht auch noch Zeit und Kraft haben. Und das Erforschliche vermag die Bedürfnisse unsres Glaubens und Lebens zu decken.

Dieses Urteil gilt auch vom Okkultismus und Spiritismus, der die Fortsetzung der Theosophie bildet und sich vielfach mit ihr verbindet. Nicht nur daß nach ihm Seelen von Verstorbenen erscheinen und mit uns verkehren sollen, auch unsre eigenen Seelen sollen sich vom Körper zeitweise loslösen und im Traume, in der Berückung oder Hypnose nach fernen Zeiten und Orten schauen oder selber schweben können; Geister aus grauer Vergangenheit tauchen auf, nehmen ätherisch-spukhafte Gestalt an, „materialisieren“ sich und gewinnen Einfluß auf unser Handeln und Geschick. — Auch dieser Glaube ist durch den Krieg ins Kraut geschossen. Auch er hat oft einen anerkanntswerten Beweggrund: Befreiung von der folternd-fesselnden Materie und Leben im Geiste und mit Geistern. Auch er kann sich für seine Grundlagen, wie die Theosophie, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, auf Wissenschaft und Philosophie berufen, auf Hellsehen, Ekstase, Hypnose, auf die weitgehende Unabhängigkeit des Geistes vom Körper, auf einen geistigen Hintergrund aller körperlichen Vorgänge. Aber auch er entfernt sich viel zu weit von aller gemeingültigen Erfahrung, entzieht sich viel zu willkürlich der wissenschaftlichen Nachprüfung und verirrt sich in Einbildungen und Selbsttäuschungen: Mystizismus, in dem irregeleiteten Glaubens- und Erlösungsbedürfnis der Zeit wurzelnd.

5.

Zum Schluß sei noch in Kürze auf die Frage eingegangen, wie die gute und echte Mystik ihr Ziel, die Gott-einigung und Gottbefähigung praktisch zu erreichen sucht. Alle Mystik nennt als Wege zu diesem Ziele: Sehnsucht und Andacht, Weltvergessenheit und Selbstverenkung. Dazu kommt in den mystischen Religionen noch als wirksamstes Mittel: die gottesdienstliche Handlung. Im Altertum waren es die sogenannten *Mysterien*, heilige Handlungen, in denen sich durch Weihen, Waschungen, Kasteiungen, Berückungen, sinnbildliche Akte, Segens- oder Beschwörungsformeln die mystische Einigung vollzog. Das waren nur die Fortsetzungen der noch älteren Opfermahlzeiten, in denen man durch Essen des Opferfleisches der Gottheit teilhaftig zu werden glaubte. Das hat sich in den Mysterien nur vergeistigt. Durch die heilige Handlung glaubte man auf wunderhafte oder mehr geistige Weise die göttlichen Gaben, Unsterblichkeit, ewiges Leben, Seligkeit sozusagen naturhaft zu empfangen. Wir haben heute noch in der christlichen Religion ein ähnliches Mysterium: das Abendmahl. Man kann es wunderbar oder sinnbildlich auffassen, in beiden Fällen will die äußere Handlung ein Mittel sein, das durch seinen sinnenfälligen Eindruck die Gottes- und Christuseinigung erleichtert. Kommt noch die entsprechende Kirchenmusik hinzu, so erhöht sich die geheimnisvolle Wirkung.

Dieser Sinn des christlichen Mysteriums war der Gegenwart leider verloren gegangen, bis ihn unsere Zeit, gerade die Nachkriegszeit, in der alten Gralsfrage wieder entdeckte und wenn auch noch nicht in der Kirche, so doch — im Theater wiederfand. Nichts ist zeitgemäßer als Wagners „Parsifal“. Der Gral ist das, was man sucht: „der Weihegruß des Erlösers . . . Erlösungsbalsam; . . . wer ihn erschaut, der lebt.“ „Gawan“, der jetzt ebenfalls viel aufgeführt wird, ist nichts als ein popularisierter „Parsifal“, der trotz vieler Entgleisungen des Geschmacks zwei Hauptideen der Zeit, die der Läuterung und Gotteinigung, richtig trifft. — Neben dem christlichen Mysterium erscheint, der Vorliebe für buddhistische Literatur entsprechend, das buddhistische Mysterium auf der Bühne. Schon Wagner hat ihm in „Tristan und Isolde“ den Weg bereitet. Da heißt es recht indisch: „Im weiten Reich der Weltentmacht: göttliches, ewiges Urvergessen . . . Ohne Wähnen sanftes Sehnen, ohne Bangen, süß Verlangen, ohne Wehen hehr Bergehen . . . In des Weltatems wehendem All

ertrinken, versinken unbewußt: höchste Lust." Im heutigen Schauspiel ist Strindberg zum Träger des buddhistischen Lebensgefühls auf der Bühne geworden. Er ist der genialste Uebersetzer dieses Lebensgefühls in unsre heutigen Verhältnisse. In dem prächtigen Finale seines „Traumspiels“ z. B. kommt dieses Lebensgefühl zu feierlichem Ausdruck. In der Aufführung der menschlichen Leiden ist Strindberg, dem verfeinerten modern-europäischen Lebensempfinden entsprechend, noch eindringender, schärfer und unerbittlicher als Buddha, sein größerer Meister selbst. Der erschrockene, ernüchterte Wahrheitsinn unsres Geschlechts fühlt sich unwillkürlich zu Strindberg hingezogen. Nur daß man mit einem stahlharten Lebenswillen gewappnet sein muß, wenn man Strindberg liest oder sieht, sonst wird man von seinem Pessimismus zerfressen. Wahrhaftige Lebenserkenntnis muß zur wahrhaftigen Lebensbejahung zurückführen.

Erfreulich am Strindberg-Kultus unsrer Zeit ist auf jeden Fall, daß der absolute Pessimismus, wie er nun einmal da ist,

nicht zur absoluten Verzweiflung führt, sondern den Menschen in mystischer Gottverfennung Zuflucht und Halt bietet. Sobald diese Welle des Pessimismus mit der allmählichen Besserung unsrer Lebensverhältnisse sich wieder verläuft, wird der Sinn für Mystik überhaupt der geistigen Erneuerung zustatten kommen. So ist es wenigstens in der Geschichte allenthalben gewesen. Nach großen Zusammenbrüchen des äußeren gesellschaftlich-politischen Lebens hat sich der Mensch immer ins Heiligthum seines Innenlebens geflüchtet und da sich von neuem weihen lassen für bessere Zeiten: nach dem Untergang Athens, im zerfallenden Römerreich, in den großen Kriegen und Seuchen des Mittelalters, nach dem dreißigjährigen Krieg, bis zu einem gewissen Grade auch während der deutschen Erniedrigung vor hundert Jahren. So mag auch jetzt der neu erwachte Sinn für Mystik ein gutes Vorzeichen für bessere Zeiten sein, denn er ist ja nichts anderes als die Hinfuhr zur Quelle alles Lebens zum Zwecke der Erneuerung alles Lebens.

Josefine Graf-Comtau. / Der Friede in der Münzkunde.

Von den Empfindungen der Völker bei den jeweiligen Friedensschlüssen legen die Inschriften auf den sogenannten „Friedensmünzen“ lebhaft Zeugnis ab und wenn wir Deutsche von heute unter dem Druck des uns auferlegten Gewaltfriedens auch jene frohen Gefühle nicht teilen können, so mag doch vielleicht mancher Leser nicht ohne Interesse vernehmen, wie in alten Zeiten der Friede willkommen geheißen wurde und was man von ihm erhoffte. Die folgenden Inschriften und Münzsprüche sind zum Teil aus dem Lateinischen übersezt, die meisten aber in ihrer deutschen Urform und allerkündlichen Schreibweise wiedergegeben.

Die ganze heiße Sehnsucht nach dem Frieden strömt aus den Münzinschriften: „Ach, Herr, an Deine Gnade denk, den edlen Fried uns wieder schenk!“ — „Gieb Friede, o Herr, in unseren Tagen!“ — „Fast will die ganze Welt gewetzte Schwerter ziehen, Herr, lasse Tron und Kron die Friedenspalme blühen, sprich zu der ganzen Welt, sprich zu dem teutschen Reich dies große Segenswort: Der Friede sei mit Euch!“ — „Ach, daß ich hören wollte, daß Gott Friede zusagt.“ — „Wie ein tiefer Seufzer der Erleichterung klingen dann die Worte: „Endlich durch Mühe errungen!“ Die Andeutung schweren Ringens liegt in der Münzinschrift: „Durch Kampf zum Frieden“ und das Gefühl innerer Ermattung und Bermürdung spricht aus dem inbrünstigen Wunsch: „Sei uns willkommen, Friede, sei von Dauer, denn wir bedürfen Ruhe.“ Meist aber bricht der volle Jubel durch: „Es lebe der Friede!“ — „O allselbstige Zeiten!“ — „Der Friede kündet dem Erdball Wonne!“ — „Der wilde Mars gehe zu Grunde!“ — „Nun ist das tobende Meer beruhigt“ — „Nun ist beendet die Zeit der Trübsal!“ — „Glücklich durch Frieden, fröhlich in Hoffnung“ — „Weil Fried und Ruh sich zu uns kehren, nun kann sich Freud und Lust vermehren“ — „So lange litten wir so manchen harten Strauß, nun heßt sich wiederum der trübe Himmel aus.“ — „Unser Feigenbaum und Neben wird nun sich'ren Schatten geben“ — „Die Könige der Heerscharen sind untereinander Freunde“ — „Wäge der Friede nicht zögern, Europa Segen zu bringen“ — „Es werde kein Tag geboren, der diese Verträge bricht“ — „Friede dem Friedlichen, Krieg dem Friedensbrecher!“ — „Nun träum' und schlaf, Mars, so lang unaufgeweckt, bis dich der edle Fried' in Band und Fessel steckt!“

Der fromme Sinn der alten Zeit sah in Krieg und Frieden, wie in allen großen Erscheinungen der Menschheitsgeschichte, Egidungen des Himmels, deshalb thut ehrfürchtig aus ungezählten Friedensmünzen der Dank an eine höhere Macht: „Lobe, meine Seele, den Herrn, — „Gott Lob, der uns so gütig liebt, dem Kriege wehrt und Frieden giebt“ — „Nun steigt der Cherub himmelan und trägt den neuen Friedensplan“ — „Des Delbaums Blatt weist Gottes Gnad und Friedens-Tat“ — „Der Herr hat alles wohl gemacht und hat uns wieder Ruh gebracht“ — „Ach Herr, gieb, daß der Friedensstand das Regiment behält im Land!“ Nach der Anschauung unsrer Vorfahren war der Friede die Frucht religiöser Gesinnung und sittlicher Besserung, wie andererseits der Krieg als Strafe für die Sünden der Welt galt. Daher die Münzsprüche: „Der Sünd Vereuung bringt Friedensbefreiung“ — „Gott den Herren lobt und ehrt, der den Frieden uns beschert. Fördert setne Furcht und Ehr, sonst besteht er nimmermehr.“ — „Mensch, deine Sünden mehren sich, drum schlägt Gott mit dem Kreuze dich. Doch wenn Dich schlägt die eine Hand, konunt die ander und bringt das Band!“

Sehr häufig wird auf die Wiederbelebung des Handels durch den Frieden hingewiesen: „Von Galliens und Dentchlands Friedensschluß hofft Kunst und Handel Glück und Ueberfluß.“ — „Der Friede ernährt den Handel.“ — „Fried und Gerechtigkeit bekronen Kirch und Feld und fordern Handelschaft von der versöfnten Welt.“

Gewissermaßen die Illustrationen zu diesen Inschriften sind die bildlichen Darstellungen auf den Friedensmünzen. Wie von der Spannkraft der Freude befüllt, geradezu menschlich erscheint hier die Erfindungskraft der Stempelschneider in der Verherrlichung vom Siege des Friedens über den Krieg. Das ganze große Gebiet der Natur, die antike Götterlehre, die Bibel, die Legende, — sie müssen als Fundgrube für die Fülle der Sinnbilder dienen. Da sieht man einen Adler, der mit weit ausgebreiteten Schwingen zur Erde niederzinkt und die Schlange des Kriegs in seinen mächtigen Fängen zerdückt. Lächelnde Cherubim bringen Palmen vom Himmel, die Taube mit dem Delblatt entflattert der Arche. Mit mächtigem Flügelschlage erhebt sich der Phönix aus den Flammen, ein Sinnbild der Wiedergeburt Europas. Im Schatten des Delbaums weiden friedlich die Lämmerherden. Strahlend zerteilt die Sonne das unheilvolle Gewölk und ein Schiff, das im Sturme fast gescheitert war, wiegt sich gerettet auf den beruhigten Wellen. Freundeshände erfassen einander liebend und vereinigen sich über einem flammenden Herzen. Auf dem Altar des Friedens loht das heilige Feuer der Menschenliebe, Bibel und Kreuz liegen darauf zur Bekräftigung der Schwüre und ein geharnischter Krieger legt den errungenen Lorbeer auf die Stufen nieder. Gerechtigkeit und Friede umarmen und küssen einander, vor ihnen stehen mahnend die Gesetzestafeln des Moses. Friede und Ueberfluß führen die Löwen der Freiheit und Stärke am Gängelbände einher. Entzückten Blickes betrachtet der Friede, eine edle Frauengestalt, die geschlossenen Tore am Tempel des Janus und nimmt aus den Händen des Mars, der sich ihm demütig voll nähert, die Schlüssel zu der unheilvollen Pforte entgegen. Europa tritt die Waffen, mit denen sich die Völker zerfleischt haben, mit Füßen und verbrennt die Register der verhassten Kriegskontributionen. Vom Himmel hernieder strecken sich hilfreiche Hände, die Schäden des Kriegs zu lindern. Bedeutsam überreicht Saturnus der Mutter Erde zwei Salbengefäße, damit sie die Wunden ihrer Kinder damit heile. In großen Delmühlen wird Del zum Friedenswerke gepreßt und durch das Fenster sieht man die jubelnd heimkehrenden Truppen. Mit freundlicher Bewegung ziehen kräftige Arme das Leitseil einer Glocke, die in mächtigen Schwingungen den Frieden im Lande einläutet. Ein Weib kniet unter einem Delbaum, in heikem Dankgebete hingegossen und um ihr Haupt zieht sich als Spruchband die Inschrift: „Siehe, der gesegnete Delbaum hat das Del gegeben, wodurch die Herzen der Könige sich wiederum zusammengetan und die Wunden des Kriegs sind geheilt worden.“

Wie oft jedoch auch schon die Deutschen Ursache hatten, mit ihren Friedensschlüssen unzufrieden zu sein, das beweisen am besten jene satirischen Friedensmünzen, in denen Mißtrauen und politische Verstimmung offen zu Tage treten. So prophezeit eine Medaille auf den Frieden von Utrecht, dessen materielles und wirtschaftliches Ergebnis höchst zweifelhaft war, daß nach ihm das Elend erst recht beginnen werde: „Lehr mich um, so kannst du sehen was hinkünftig wird geschehen; — umgedreht —“ (man wendet die Medaille und findet die schlimme Vorhersage.) „Da wird sich allererst die Not erheben.“ — Obwohl der Deutsche von jeher kein Diplomat war, so durchschaute er doch oftmals die Mänke seiner Gegner bei den Friedensverhandlungen und schenkte sich nicht, gewissermaßen numismatisch Kritik daran zu üben. Nach dem Frieden zu Raftadt 1714, bei dem französische Lücke eine zweideutige Rolle gespielt hatten, erschien eine deutsche Münze mit den französischen Lilien, um die sich eine Schlange wand, und der satirischen Inschrift: „Ist den Lilien wohl zu trauen, ob sie lieblich anzusehen, soll auch unter ihrem Schein sonst etwas verborgen sein?“ — Kurz und bündig sagt eine andere Medaille

auf den Frieden zu Alttranstadt zwischen Sachsen und Polen: „Was diese beschließen, tut mich verdrüben“ und ein noch derberer Spruch erklärt rund heraus: „Es ist Frieden — und ist feiner — das weißt Du — und noch einer“. Eindringlich werden auf zahlreichen Friedensmünzen die übermütigen Sieger vor dem Wechsel des Glückes gewarnt: „Trau nicht dem Glück, es hat viel tuch im Augenblick wend sich zurück darum Dich recht in dasselbe schick“. Ein Medaillenbild mit den Friedenswaagschalen mahnt: „Betracht' die Waag sie bringt an Tag Freud oder Plag“ — und eine andere Aufschrift erfleht inbrünstig einen solchen Frieden, daß „Trene auf Erden wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schane“. In allen diesen Stimmen lebt und bebt ein schwerer Zweifel an dem Werte und der Dauer des eben geschlossenen Friedens und darin entsprechen sie ganz unseren jetzigen Gefühlen. Auch der beschwörende Ruf in diesen Medaillen: „Friede und Arbeit“ könnte als

Mahnwort für die Gegenwart gelten. Wie für das Deutschland von heute gesprochen sind die ergebnen und dennoch kraftvollen Worte auf einer alten Friedensmünze: „Da wir nicht glücklich in Eintracht fröhlich in Hoffnung sein können, so wollen wir wenigstens der Zukunft vertrauend sein“. Zugleich mag uns der Wahlspruch auf einer Friedensmünze der Maria Theresia: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“ darauf hinweisen, daß das Rad des Geschicks sich auch einst wieder zugunsten der besiegten Völker wenden könnte und schließlich wollen wir dem Uebermut unserer Feinde das Virgilische Truhwort entgegensetzen, das der große Kurfürst bei dem schmählichen Frieden von Saint Germain en Laye (1679) in prophetischem Ingrimm zu seinen verbündeten Widersachern sprach und später auf eine Friedensmedaille gesetzt haben soll: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor: „Aus unseren Gebeinen wird uns ein Rächer erstehen!“

August Stürzenacker / Historische und kritische Betrachtungen über Karlsruhes alten und neuen Stadtplan.

II.

Man staunt heute das originelle Kreis-, Strahlen- und Fächergebilde rein geometrischer Kunst der Stadt Karlsruhe als willkürlich oder als Spielerei an und bezeichnet es auch als einzigartig und steht schließlich in der ganzen Anlage den Ausdruck landesfürstlicher Selbstherrlichkeit und Laune: Im Mittelpunkt das Herrscherhaus, bildlich und natürlich verstanden, von dem Segen, Leben und Gewalt ausgehen und zu dem Menschen und Leben von selbst sich hingezogen fühlen. Die Frage, ob dieser Plan im engen Einvernehmen mit dem Berater des Fürsten, ob er im Kopfe des Fürsten, ob er unter äußeren Einflüssen entstand, und ob er darum eine Ausflucht einer ganz originellen und persönlichen Idee im wirklichen Sinn des Wortes gedeutet werden darf, gebietet auch zu prüfen, was damals an anderer Stelle der Welt vor sich ging. Schon als Erbprinz war Karl Wilhelm gegen eine Erweiterung der Schloßanlage Durlach und für den weiteren Ausbau der Stadt nebst Wildpark in Fächerform eingetreten; der Gedanke fand bei den Durlachern keinen Anklang.

Von Italien gingen die Theorien der Grübler und Theoretiker wie Filarete und Palladio aus, die in ihrer Auffassung eben solche Gedanken entwickelten, wie sie in dem Plan Karlsruhes verwirklicht sind. Italien war von jeher das Land der Mathematik, des zahlenmäßigen Denkens und der Proportionen im Gegensatz zum Deutschen, der mehr nach Gefühl und Empfindung handelte. Italiens Einfluß übertrug sich durch Menschen und Bücher nach dem Norden. Die Pläne Filaretos z. B. in seinem „Trattato dell'architettura“ zeigen nichts mehr von den mehr mittelalterlichen Ideen des in der Zeit um 13 Jahre früheren Albertus, sondern im allgemeinen einen achteligen, rein geometrischen Stern und in dessen Mitte der Beobachtungsturm; fächerförmig gehen von ihm aus die Straßen nach den Seiten und Ecken der Umrislinie.

Karl Wilhelm von Baden-Durlach war viel in der Welt herumgekommen, er hatte in Lausanne, Genf und Utrecht Politik, Geschichte und Jurisprudenz studiert; Studienreisen, auch politische Aufträge führten ihn mehrfach nach England, Schweden, Dänemark, Italien, Neapel und Holland; auch die Kriege hatten ihn viel in der Welt herumgeworfen. Er besaß ein eigenes Haus in Haarlem (Holland), wo er der ihm so lieben Blumenzüchterei mit voller Hingabe sich widmete, diese und die Bienenzucht immer und immer wieder studierte und die Ergebnisse des Studiums später in die Wirklichkeit nach Karlsruhe übertrug. Ein großer Teil der in seinem Auftrag gefertigten Abbildungen von Blumen befindet sich heute im Generallandesarchiv. Er hat seine Reisen gut genutzt, war nicht nur ein Vergnügungsreisender allein, sondern hat mit offenen Augen und klarem Verstand fremde Eindrücke in sich aufgenommen. Bei seinem mehrfachen Aufenthalt in fremden Ländern hat er jedenfalls auch die kostbaren und eigenartigen Stadtanlagen studiert. Die Festungsstadt Eperorden in Holland, die nach ihrer Niederlegung durch die Spanier durch Wilhelm Ludwig wieder aufgebaut war, war vor Karlsruhe nach einheitlichem Plan gebaut worden und zeigt eine dem Karlsruher Fächerplan verwandte Grundanlage, die Hälfte eines Siebenecksterns, von dessen Mittelpunkt Strahlen nach der Peripherie ausgehen. Auch Antwerpen war 1640 in merkwürdiger Form durch strahlensförmige Straßen erweitert worden. Nicht allzu weit von Durlach lag Mannheim, das 1605 vom „Pfalzgrafen Friedrich bey Rhein“ nach langem Kampf mit den Bewohnern des Dorfes Mannheim gegründet worden war, in welchem auf der einen Seite alle Hilfsmittel des fürstlichen Absolutismus, auf der andern Seite aber die ganze Zähigkeit und der robuste Widerstand einer Landbevölkerung jener Zeit aufgebaut wurden. Mannheim war ein

typisches Beispiel einheitlicher Festungstechnik und Festungsstadt mit rein geometrischem Stadtplan; die Festung Friedriehsburg als Siebeneck für sich und in sich abgeschlossen, mit Burg, Krankenhaus und Kasernen in der Mitte, von ihr nach den Dielecken und nach den Ecken (Bastionen) ausgehend Strahlen, verwandt dem Strahlengebilde der Karlsruher Stadtanlage. Die Stadt Mannheim selbst, an die Festung angebaut, ebenfalls in rein geometrischer Umrislinie, aber im Gegensatz zur Festung durch Straßen, parallel dem Redar und winkeltrecht zu diesem, aufgeteilt. Es gibt kaum ein klareres Beispiel bewusster Städtegründung rein aus festungstechnischen Grundsätzen heraus, wie das der Stadt Mannheim; die Festung in Siebeneck-Form im Zusammenhang mit der befestigten und vielfach gezackten Umrislinie der Stadt, das Bild eines kleinen, teilweise über einen großen, diesen teilweise bedeckenden Ordens. Mannheims Gründung war jene von Palma Nuova durch Venedig vorausgegangen, 1593—1595, eine städtebauliche Bildung, die so viel Fensverwandtes mit Mannheim in der Gesamt- und Einzelanlage zeigt, daß eine unmittelbare Beeinflussung unverkennbar ist.

Alle diese Schöpfungen atmen den italienischen mathematischen und geometrischen Geist, mag er von dem deutschen Festungsbauer jener Zeit, Daniel Speckle, noch so sehr bekämpft und gehakt worden sein. Daß Karl Wilhelm von diesen Plänen, Ideen und Anlagen nichts gewußt haben sollte, ist nicht anzunehmen; er war ein Mann regen Geistes, der studierte, mit offenen Augen umherging, anregte und selbst angeregt sein wollte. Es ist darum als sicher anzunehmen, daß er sich auch vor der Gründung Karlsruhes schon mit italienischen und andern Baumeistern von Bedeutung, die auch in Karlsruhes Nähe zu finden waren, aussprach, daß er den Plan seiner Stadt bestimmte, ihn aber von dem Ingenieur und Fähricher seiner Garde Jakob Friedrich von Bahendorf genau entwerfen und in die Wirklichkeit übersehen ließ.

Der Grundplan hat seine Vorbilder in den Grundanschauungen der Zeit; in theoretischen Stadtentwürfen und in einer Anzahl zeitlich vorangegangener Städtegründungen; er ist für Karlsruhe auf das Schloß als dem Kulminationspunkt verändert worden. Der Grundplan Karlsruhes zeigt Merkwürdigkeiten und Eigenart, im übrigen aber nicht eine Abweichung in solchem Maße von dem damals sonst Üblichen, daß er darum als originell anzusprechen wäre. Solches zu behaupten, kann nur der versucht sein, welcher die Entwicklung des Festungswesens, für das seit den Ausgängen des Mittelalters, etwa 1550, neue Geschloßformen und neue Rechtsformen auch neue Stadtformen schufen, nicht verfolgen konnte. Der Gründer hat den Bau einer größeren Stadt oder gar einer Landeshauptstadt nicht geplant, die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse mag indessen den Ausbau in diesem Sinne ihm ziemlich bald schon nahegelegt haben.

Was hat die spätere Zeit aus diesen Plänen gemacht, hat sie diese geehrt und auf denselben weiter gebaut? Ein Erweiterungsplan von Weinbrenner steht aus dem Jahre 1806 zur Verfügung; er behält das neunteilige Straßensystem bei, führt es in folgerichtiger Weise nahezu an die äußerste Grenze der Stadt bis zur heutigen Kriegstraße und unterbricht den Zug der Straßen nur an den Stellen, wo große Gartenanlagen wie der Langensteinische Garten zwischen Karlstraße, Kaiserstraße und Stefanienstraße und die Gartenanlagen an der Stelle des heutigen Friedrichsplatzes der Fortführung der Lammstraße im Wege stehen; der Ausdehnung des Strahlensystems gegen West und Ost durch Verlängerung der Akademiestraße und der auf die Waldstraße gegen Westen folgenden Straßen steht der Langensteinische Garten, die Großzügig-

keit und einheitliche Platzbildung vor der Infanteriekaserne an der Stelle, wo heute das Reichspostgebäude steht und der Dragonerkaserne an der Stelle, wo heute die Technische Hochschule steht, im Wege. An der Großzügigkeit dieser Bau- und Platzanlagen geht der Grundsatz einheitlicher Straßenbildung zugrunde; Weinbrenner war in diesem Falle zuerst Architekt und dann erst Städtebauer, zuerst Künstler und dann Ingenieur. Ueber dieses Strahlensystem, dessen Endflügel heute noch durch die Waldstraße und Waldhornstraße gebildet werden, hat er auch in voller Wahrung der Gleichmäßigkeit und Symmetrie der Anlage die vom Rondellplatz ausgehenden beiden Straßen, die Erbprinzenstraße und die Markgrafenstraße, angelegt; erstere bis zur Karlstraße, letztere bis zur kleinen Siedelung des „Dörfles“, wo sie sich an diesen bestehenden Anlagen totläuft. Der Oberst und Ingenieur Tulla hat diesem klaren Aufbau des Städtebildes in einem Erweiterungsplan der gleichen Zeit gegen Süden eine Fortsetzung zu geben versucht, in dem allerdings das klare Strahlensystem, das in seiner konsequenten Weiterführung Absurditäten bilden mußte, verlassen wird; an dessen Stelle aber tritt ein Plan von solcher Klarheit und Einheitlichkeit, daß man dessen Nichtverwirklichung heute, wenn man rückwärts schaut, nur bedauern kann; was man heute von einer Stadterweiterung verlangt, Klarheit der Anlage, Wald- und Wiesengürtel, Platzanlagen, Amphitheater, Zirkus, Naumachieen, waren in ihm schon vorhanden. Von einem Sprwurf kann man diesen Wurf allerdings nicht befreien: er schließt in allzu genauer, allzu geometrisch-mathematischer Weise an die Studienpläne der Stallener und Franzosen, z. B. von Vasari il Giovane und Jacques Perret de Chambery, an, und sucht die launische städte-

bauliche Urform Karlsrubes in einer eben solchen weiterzubilden, die aber anderer Art ist und sich mit der Fächerform innig nicht zu verbinden vermag.

Das vergangene Jahrhundert hat den Anschluß und den früheren großen Zug in seinem weiteren Teil verloren und die Stadt nur da immer weiter gebildet, wo es eben gerade notwendig war, und so weitergebildet, wie es eben gerade für diesen Teilbezirk wünschenswert erschien. Die Einheitlichkeit und der große Zug gingen verloren, sie werden sich nie wieder zusammen finden; Bahnhofstadtteil, Kaiser-Allee und Erweiterung westlich der Westendstraße sind Worte und Teile, die nur mit Klummer ausgesprochen werden können. Mag die Zukunft Karlsrubes auch Besseres bringen, die Fehler eines halben Jahrhunderts kann sie damit nicht mehr übertünchen. Man baute Vaublöde, schuf aber keine Kunst, man legte Straßen an, gab in diesen aber keine Bilder, es waren Häuser, aber es war keine Seele in diesen. Wenn Karlsruhe in diesen Zeiten den Faden mit der Vergangenheit verloren hat, so darf es sich mit andern Städten gleicher Zeit trösten. Es war das das Schicksal der Stadtpläne und Stadterweiterungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt, daß sich in diesen der Architekt, der Ingenieur und andere versuchten, jeder aber leider möglichst gesondert für sich und auf seinem Gebiet im stillen Kämmerlein; es war der Fluch der Zeit, daß der Zusammenhang zwischen den bildenden Personen gemieden wurde, und daß darum auch der Zusammenhang in großen Fragen verloren ging. Die Neuzeit glaubt, ihn wieder gefunden zu haben. Ob es wahr ist, wird die Zukunft lehren!

K. A. Maier. / Aus dem Leben Oskar Grohes.

Wer war Oskar Grohe? — Nun, die Tageszeitungen brachten am 18. Mai mit der Nachricht, daß er in Heidelberg gestorben ist, den Hinweis, daß er ein Landgerichtsrat in Mannheim, im Kunstleben dieser Stadt eine besondere und führende Rolle gespielt habe. Das klingt zunächst nüchtern und wenig sagend; eine führende Rolle hat im Leben schon mancher innegehabt, der nur durch irgend einen blinden Zufall, durch besondere Umstände in solche Bahnen geleitet wurde, mehr als durch die Macht und den Reichtum innerer Kräfte und besonders gearteten Seelenlebens. Ueber derlei Lebenserscheinungen geht man, ohne Worte zu machen, zur Tagesordnung über. Aber Oskar Grohe war ein „wesentlicher“ Mensch im Sinne des Angelus Silesius und hat ein warmes Gedächtniswort an öffentlicher Stelle verdient.

Oskar Grohe war eine nicht alltägliche Persönlichkeit. Begabt mit ganz besonderer Gemütsstärke ist Oskar Grohe über selbst das Allerhöchste mit jener ernstesten Heiterkeit und inneren Abgeläutetheit hinweggekommen, die nur dem besonders begabten Menschen und demjenigen nur möglich ist, der geistig klar erkannt hat, daß für den Menschen schlechtweg nichts haltbar und kein Glück für fest zu fassen möglich ist, daß alles nur Durchgang und Uebergang bedeutet, und daß das vielleicht Grausige dieser Tatsache nicht durch ohnmächtiges Sich-Stemmen dagegen zu beseitigen ist.

Wer die Härten und Grausamkeiten der Welt überwinden will, ohne feilische Einbuße zu erleiden, dem ist nur im rein Geistigen, im Einverfechten in edle Kunst und in der Flucht in ihre geweihten Tempel möglich. Diese Lehre vermochte das Leben Oskar Grohes demjenigen ohne weiteres zu geben, der die Auswirkung seines Menschentums und der gleichzeitig die Wucht der über diesen Mann hereingebrochenen Schicksale sich vergegenwärtigen und mit einander vergleichen konnte.

Der erste schwere Schlag, der das Leben von Oskar Grohe traf, war das Hinscheiden seiner ersten Frau, wenige Tage nachdem sie ihm seinen ersten und einzigen Sohn geschenkt hatte, einer Frau, die so ganz auf der geistigen und künstlerischen Höhe ihres Mannes gehen konnte, die Lebenskameradin im wahrsten und ureigensten Sinn ihm sein konnte, Lebenskameradin im Emil Göttischen Sinne. (Das unbestimmte Weib in „Fortunatas Vix“.)

Gött wurde Grohes Freund; es ist charakteristisch für Emil Gött, wie er die Bekanntschaft mit dem Ehepaar Grohe, das seine ganze Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, in die Wege leitete. Eines Tages steht Emil Gött im Amtshause in Dreifach und drückt auf den Klingelknopf. Die Frau des Hauses öffnet selbst die Glasabschlußtüre und fragt nach dem Begehrt. Emil Gött stammelt etwas verlegen, er habe gehört, hier sei ein gebrauchtes Fahrrad zu verkaufen, er sei Liebhaber davon. Mit feinem Lächeln wird ihm, der erkannt ist, erwidert, daß zwar leider kein Fahrrad im Hause, aber gerade der Kaffee im Zimmer aufgetragen, zu dem er herzlich eingeladen sei. So kommt Gött in das Grohesche Haus, wird — neben Hugo Wolf — Patenonkel beim jungen Stammhalter. Der prächtige Glückwunschbrief, den Gött anlänglich dieses Ereignisses

am 3. März 1893 von Säckingen aus „an stud. vit. Helmut Grohe“ als sein „Adoptivleibbursche“ schrieb und der außer in Gött's Briefen auch an dieser Stelle („Pyramide“ Nr. 15 vom 14. April 1918) nachzulesen Gelegenheit gegeben ist, und nicht eindringlich genug seiner ganz besonderen Feinheit wegen zu genieszen empfohlen werden soll, gibt allein schon Zeugnis von dem herzlichen Verhältnis und von der Freundschaft, die mit jenem geschilderten so spaßigen Besuch in die Wege geleitet wurde, einer Freundschaft, die befruchtend und anregend für beide Teile in gleichem Maße werden durfte.

Ein Mann, der, wie Oskar Grohe, so ganz in seinem Denken und Fühlen auf ein eigenes Heim, auf den Segen des heimischen Herdes und Glückes durch, mit und an Frau und Kind eingestellt war, ist von dunklem Walten dazu verdammt gewesen, auf diese letzten und begehrtesten Lebensinstellungen zu verzichten. Dazu kam noch, daß während der letzten zwei Jahrzehnten ein Augenleiden diesen so prächtigen Mann von einer Stadt zur anderen und von einer Operation zur anderen trieb, um der Erblindung, die langsam, aber sicher immer näher heranrückte, vielleicht doch durch ärztliches Wunder entgegen zu können.

Vor bald zehn Jahren, als ich als Gast bei Oskar Grohe weilen durfte, war es ihm schon nicht mehr möglich, selber die Zeitung oder ein Buch zu lesen. Der Mann, dem die Kunst und die Literatur im besonderen wesentlichen Teil des Lebensinhaltes bedeuteten, mußte sich hilflos, bei sonst bestem körperlichen und geistigen Befinden, jemanden zum Vorlesen halten, um der Güter teilhaftig zu werden, deren der geistige Mensch notwendig bedarf, und die nur der nüchterne Praktiker gemeinhin verachtet. Und trotz aller Schicksals Härten zeigte der Gesichtsausdruck dieses Lebenskünstlers in Goetheischem Sinn eine olympische Heiterkeit, ein Sich-Abfinden mit allen Lebenswidrigkeiten von seltener Abgeläutetheit und Ruhe.

Hier wollte das Schicksal einen Mann bemeistern, und der Mann bemeisterte das Geschick. Er meisterte es, nicht in Zurückgezogenheit, sondern im frisch pulserenden Leben.

Wer unwissend um das Freundschaftsband, welches Grohe mit Hugo Wolf verband, des ersteren gastlich und künstlerisch behaglich Haus betrat, dem mußte diese verehrende Freundschaft an allen möglichen Freundschaftspfländern, Wolfbildern und Plaketten, offenbar werden, im besonderen auch beim Durchschauen der so reichen Musikbibliothekschätze mit ihrem fein geordneten Reichtum.

Was Hugo Wolf der Freundschaft Oskar Grohes alles zu danken hat, davon redet mancher des statlichen Briefwechselbandes mit den Briefen von Hugo Wolf an Oskar Grohe. In seinem ganzen Umfange diese Verdienste zu würdigen, wird eine besondere Sache der nächsten Zukunft sein.

Nicht immer waren es Männer von Ruhm und Stellung, wie beispielsweise bei unserem großen landsmännischen Dichter Hermann Burte oder bei Siegfried Wagner, die bei Grohe zu Gäste waren; gar häufig waren es Männer, deren Genie und eigenartige Begabung von Oskar Grohe zuerst erkannt, gewürdigt und ans Licht gebracht wurde.

Im Erkennen oder Erahnen wahren und echten, wenn mitunter auch eigenartigen und von der breiteren Öffentlichkeit noch zu wenig verstandenen Kunstentfaltungen lag Oskar Grohe's ganz besondere Begabung, seine besondere Lebensaufgabe und auch ein sehr wesentlicher Teil seines unbestreitbar bedeutenden Lebenserfolges.

Was Oskar Grohe so auf der einen Lebensseite versagt blieb, ward ihm auf der anderen umso reicher zuteil.

Wo es echte und wahre Kunst zu heben oder zu entfalten galt, war er mit ganzem Herzen und nur reinsten Kunstabsichten dabei, und war ihm in diesem Falle kein persönliches oder materielles Opfer zu groß. Und doch wäre nichts ver-

fehlter, als diesen Mann nach dieser Feststellung zum Kunstmägen im landläufigen Sinne stempeln zu wollen; nichts wäre seinem Willen wohl widersprechender und seinem Gefühl entsetzenerregender gewesen, als der Gedanke, je einmal in dieser Weise registriert oder apostrophiert zu werden.

Oskar Grohe war eine überaus große und feinfühlig-künstlerische Seele, ein Mensch mit seltenem Einfühlungsvermögen, ein Mann mit seltener geistiger Erfassungskraft, ein Lebenskünstler, der mit bewundernswertem Geschick den Weg von allen Lebensmöglichkeiten stets dahin fand, wo allein große Charaktere sich zu gestalten oder ungetrübt zu erhalten vermögen, in Rein-Geistigen.

Wilhelm Zentner. / Ein Heiratsinserat vor 125 Jahren.

Es gibt auch im Frühling trübe Tage. Dann lohnt es sich wohl, während es draußen regnet und windet, anstelle des vereitelten Spaziergangs vom Lesepult oder Schreibtisch aus kleine Streifzüge in alte Zeiten zu unternehmen, und man wird bisweilen mit dem Tausch nicht unzufrieden sein. Denn nur dann kann und wird sich dem rückwärts gewandten Blick das Bild einer bereits entrollten Zeit wieder einprägsam entrollen, wenn man es sich in allen seinen Ausdrucksformen, und seien es auch die scheinbar geringsten, mit einführender Liebe vergegenwärtigt. Dabei wollen nicht nur die politische Geschichte, die Kunst und Philosophie der betreffenden Periode, sondern vielmehr auch die kleinsten Neußerungen des alltäglichen Lebens berücksichtigt werden. Nimmt man denn eine alte Zeitung zur Hand, so sollte über dem politischen Teil auch die belanglosere Sparte der Inserate und Anzeigen nicht übersehen werden.

Auch für die kulturelle Geschichte Karlsrubes entwirft sich hier in dem Anzeigenteil seiner frühesten Lokalblätter, der sich allerdings an Umfang mit dem einer heutigen Zeitung ebenso wenig messen kann wie die Größe der Einwohnerzahl von damals mit dem gegenwärtigen Stand, manch feiner und bezeichnender Zug. In der „Karlsruher Zeitung“ Nr. 48 vom 21. April 1794 finde ich die (meines Wissens) erste Heiratsanzeige in einem hiesigen öffentlichen Organe:

Heirats-Anzeige.

Ein lediger Mann, von besten Jahren, aus einer angesehenen Familie, der deutsch, lateinisch, französisch und polnisch spricht, der Rechnungs- und Violin-Kunst erfahren, mehrere Jahre in K. K. Kanzleien gedient und über sehr Wohlverhalten, als geleistete Dienste die besten Zeugnisse vorweisen kann, der Handlungs-Wissenschaft so ziemlich kundig, Weltkenntnis besitzt, in mehreren Ländern eine beträchtliche Strecke gereist, der übrigens von gut gebildeter Leibesgestalt und von allen Leibes-Gebrechen frey ist — wünscht sich an einem oder dem andern Ort zu etabliren. Er will also jenem Mädchen, oder jener Wittib, ohne höchstens mit einem Kind, die auf seine Rechtchaffenheit das völlige Vertrauen setzen wird, seine Hand unter folgenden Bedingungen höchlichst dargeboten haben:

- 1) ten, muß dieselbe ein Vermögen von wenigstens 4000 fl. haben;
- 2) ten, von nicht häßlicher Leibesgestalt seyn so zwar, daß sie nicht außerordentlich schön zu seyn bedarf;
- 3) ten, keine ansteckende Krankheit und keine Leibes-Gebrechen haben;
- 4) ten, keinen großen moralischen Fehler haben.

Hände eine dergleichen Frauensperson dazu Belieben; so kann solches allezeit in Briefen, unter der Adresse an Herrn N. N., Musikus und Scribent bei Hrn. Winkler, Uhrmacher in Wahlberg, bekannt gemacht werden — oder durch heimliche Darstellung des Originals. Es bleibt alles in Secreto.

Ob beschriebener erbiethet sich auch dem hochgeehrten Publikum laut seinen Fähigkeiten zu allen Diensten an — zu Schreibgeschäften, Musiklehre, in Hofmetters- und Schuldiensten, zu allen Instruktionen überhaupt an . . . Hände eines oder das andre darnach Belieben; so kann die Anzeige ebenfalls bei dem erstgenannten Uhrmacher in Wahlberg gemacht werden.

Die Schriftleitung, ein befremdetes Kopfschütteln ihrer Leser voraussetzend, fügt gleichsam als Beglaubigung, daß es sich um keinen Scherz handle, in Fettdruck hinzu:

„Obiges wurde uns von dem Manne selbst zum inserieren in diese Blätter eingehändigt, ist also wahrer Ernst.“

Wenn diese Anzeige wohl auch nichts als eine geschickte Reklame sein sollte, in der der Verfasser in der damals unerkörnten Form der öffentlichen Werbung für seine „Scribenten- und Musiklehre“-Stimmung zu machen suchte, so ist sie eben als solche bezeichnend und beweist, daß es auch schon damals findige Köpfe gegeben hat, die zwei Zwecke geschickt miteinander zu verknüpfen wußten.

Ob N. N. in Karlsruhe von 1794 damit viel Anklang gefunden hat? Ich wage es nicht zu entscheiden, doch bleibt zu erwägen, daß in der damals badisch-hochfürstlichen Residenz das gesamte Leben noch einen ausgesprochen privaten Charakter aufwies. Ein Publizist jener Jahre, der eingehende Studien über unsere Vaterstadt unter dem Titel „Briefe aus Karlsruhe“, Berlin 1791, veröffentlicht hat, F. R. Braun, gibt reizvolle Belege hierfür. Wäre es in einem Winter höchstens einen oder zwei, die geselligen Freuden blühten jedoch im engsten Kreise, und da sah man selbst „Männer in wichtigen Aemtern blinde Kuh spielen“. Die Freuden der Natur verschönten das Familienleben. Der Junggesell Johann Peter Hebel erzählt seiner Gule und später seinem Kästchen vom Oberland, der „ersten Station zum Himmel“. Als einmal der Mond mit rotem Schein aufgeht, meint er wie auch sein Hauswirt, der Stadtphysikus Schweighardt, es brenne in der Walbhorn-gasse, und beide schlagen Feuerlärm. Das alles will zu unserer Anzeige nicht recht passen. Sie hat, ich möchte sagen, bereits öffentlichen Charakter und atmet einen etwas beklemmenden Geschäftsgeist. Man ahnt kommende Entwicklungen, und nicht immer erfreuliche. Sie ist „modern“ für ihre Tage. Man begreift, warum der Herausgeber, der sein Publikum kannte, diese erste Heiratsanzeige rechtfertigen zu müssen glaubte.

Edwin Krutina. / Die beiden Marien. Eine Marienlegende.

Wo die Ebene gegen das Gebirge anzusteigen beginnt, liegt eine kleine Kirche, eine gute Viertelstunde von ihrem Dorf entfernt, umgeben von einer Mauer hoher, alter Pappeln, die sich wie ein Baumkreis um die Stätte der Andacht und Einkehr ziehen. Das Kirchlein ist berühmt durch seine Orgel und nie — seitdem sie geweiht wurde — fehlte es an einem Meister, der ihre Stimme zu menschlichem Klingen aufzuwecken versteht. Immer wieder findet sich einer, im Glauben, im Vertrauen, in der Hoffnung einsam geworden, zu ihr! Man sagt im Volk, auch wenn die Orgel schweige, so sei doch ein unaufhörliches Weben und Tönen um sie. Die Stimme der heiligen Jungfrau sei in dem Instrument eingefangen und schwebe nun, unverlöschbar wie die ewige Lampe, in den ihr vertrauten Räumen.

Wie von selbst lenkten sich die heftig erregten Schritte Marias in das Kirchlein. Die hohen, in viele einfarbige Scheiben getheilten Fenster ließen das Sonnenlicht ungedämpft herein. Durchleuchtet stand eine leichte Wolke von Weißtrauch über dem Hoch-

altar. Es mochte nicht lange vorher Gottesdienst gewesen sein; jetzt war der Raum leer, und Marias Tritt hallte so laut über die Steinstufen, daß sie zusammenfuhr und stehen blieb. Zur Seite der Apstis, die den Hochaltar birgt, steht ein kleiner Nebenaltar. Darüber hängt ein Bild der Mutter Gottes. Wer es sieht, begreift, was das Volk seine Legende zu dichten zwang. Es ist — von unbekannter Hand — in Erinnerung wohl an jene frühlingshellen, blonden Madonnen Raffaels gemalt, der der Jungfrau den höchsten Preis seiner Kunst gab, indem er ihr die Gestalt seiner Geliebten lieh. Die Jungfrau sitzt, die Hände im Schoß, auf einer Wiese, voll Krokus und Schlüsselblumen; der licht-blaue Frühlingshimmel steht über ihr. Ihr Gesicht, von schweren blonden Haarkränzen, wie sie die Bäuerinnen des Landes tragen, umrahmt, ist aufwärts gehoben, der singende Mund leicht geöffnet. Vor ihr spielen nackte Kinder, die sich in weitem Reigen, eines nach dem andern, in der Landschaft ver-lieren. Doch sind die Gestalten von so wunderbar lieblicher Kör-

perlichkeit, daß der Gedanke nicht zurückdrängen ist: die Melodie aus ihrem Munde habe sich, ein zartes Wunder, in die seligen Kindergestalten um sie her verwandelt.

Dorthin, wo die Dämmerung herrschte, zog es Maria unwiderstehlich. Sie kauerte sich auf die Bank nieder und blickte zu dem Bild empor. Begann die Orgel zu spielen und hörte sie die Stimme der Jungfrau schon im Traum? Eine kleine Melodie spannt sich wie ein Netz stummer Silberfäden um sie. Kein Gedanke konnte Gestalt in ihr gewinnen, sie fühlte sich erhoben, aufwärts getragen von einer Gewalt, die süß und fremd war. Die Sinne hörten zu erkennen auf, alles Bewußtsein richtete sich nach innen. Der hohe Raum der Kirche verdämmerte ihr fern, ein Schleier fiel über alles; im Dunkeln war, zauberisch erhellt, die Gestalt der Jungfrau. Sie bewegte sich, Maria trat einen Schritt vor und stand neben ihr auf der Wiese, umblüht, umdrängt, umfungen von Blumen, Vögeln und Kindern, wie sie. Die Jungfrau nahm das Mädchen bei der Hand, sie schritten zusammen gegen die jungen Birken, die weiß am Horizont träumten: „Glaubst du an mich, Schwester?“ fragte sie im Schreiten. Maria sah, aufglänzenden Blickes, zu ihr hoch. Die andere nickte ihr zu. Sie gingen wie auf einem Teppich. Maria wußte nicht, ob sie schritt oder schwebte! Kinder kamen zu ihnen her, entfernten sich im Spielen und waren den Blicken immer nah. Die Landschaft änderte sich nicht. Staunend sah Maria, daß sie sich nicht vorwärts bewegten. Eine Frage drängte sich über ihre Lippen: „Wo bin ich und wer bist du?“ Die Jungfrau strich ihr leicht über das Haar: „Die Mutter! Wußtest du das nicht?“ „Die Mutter Jesus?“ fragte Maria und wich, im Innersten erschreckt, zurück. „Die Mutter der Menschen, Kind,“ lächelte die andere mild, „denn was er ist und was er sein wird, das ist er nur durch eure Herzen!“ Maria verstand ihre Worte nicht, sie fühlte aber Trost, und drängte sich wieder näher an die Gestalt. „So verstehst du uns,“ sagte sie zaghaft, „und zürnst nicht, weil wir glücklich auf unserer Erde sein wollen und nicht an dich und an den Himmel denken?“ „Sieh mich an,“ sagte die andere Maria, „und dann brauchst du nicht mehr zu fragen.“ Einen Augenblick fühlte das Mädchen die Härte der Bank, auf der es zusammengekauert saß, den Atem der Kühle, der aus dem Gewölbe der Kirche fröstelnd auf sie niederhauchte. Das dunkle Gold des Rahmens vor ihr glänzte, sie sah das mütterliche Gesicht der Jungfrau, lächelnd, hingegeben im Singen, aufwärtsgehoben. Sie wollte, seufzend, zum Erkennen der Wirklichkeit kommen, da fiel das Silbernetz der Orgelmelodie wieder über sie und schon stand sie noch einmal in ihrem Traum.

Die Jungfrau saß jetzt neben ihr auf der Wiese, sie bewegte die Hände leise und taftmäßig durch die Luft, als wolle sie Töne aus ihr hervorlocken. Kinder kamen näher, spielten um sie, saßen, wie kleine Vögel auf ihren Armen, ihren Schultern, guckten unter ihren Kleidern hervor. Ein kleines Lied klang auf, ohne daß Maria wußte, sangen die Jungfrau, die Kinder, die Birken im Hintergrund, die Wölkchen, der Frühling. Ueberall grüßten jetzt Kindergesichter her. Sie wiegten sich auf den kahlen Ästen der Birken, sie saßen, statt der Blumen, bunt im Grase, ritten, schwebten, schaukelten auf den Wolken. Ein einzelnes Stimmchen fragte im Singen:

„Wer wird uns unser Süppchen rühren?“

Ein Chor vieler Stimmen, silberhell über die Landschaft laufend, antwortete: „Maria!“

„Wer wird uns zum Spiel, zum Reigen führen?“

Maria!

„Wer wird uns betten, uns wiegen zur Nacht?“

Maria!

„Wer hat, wenn wir traurig, uns Trost zugelacht?“

Maria!

„Wer gab uns Bescheid, wenn wir bittend gefragt?“

Maria!

„Wer hat uns von Himmel und Sternen gesagt?“

Maria!

„Wer macht uns das Bett, von Blümchen umsäumt?“

Maria!

„Wie heißt der Traum, am liebsten geträumt?“

Maria!“

Ein endloser Reigen von Kinder schloß sich um die Belden. Die Sonne ließ blonde, braune, schwarze Locken wie ein Reis von bunten Steinen aufglänzen:

„Maria, liebes Mütterlein,
Nimm uns in deine Arme ein!“

Sonne und Frühling und buntes Kleid,
Jubelndes Lied, vertanzte Zeit,
Tag im Schwagen, und Nacht in Ruh,
Schließ uns die müden Augen zu,
Daß wir wissen, wir sind dein,
Maria, liebes Mütterlein,
Mütterchen Maria!“

Auf einen Schlag waren die Kinder verschwunden. Die Jungfrau wiegte die Arme hin und her, ein kleinstes lag schlummernd darauf. Maria wollte lieblosend danach fassen und griff in die Luft. Sie saß allein, die Gestalt ging langsam gegen den Horizont. Sie rief der Schwindenden schmerzlich nach: „Wilst du schon gehen und darfst ich nicht bei dir bleiben!“ Die Mutter wandte ihr das Gesicht zu: „Du darfst es immer! Vergiß es nie!“ Sie grüßte zurück und war verschwunden.

Es war dunkler geworden. Müd und zerschlagen fuhr Maria auf. Taumelnd fand sie sich zurück. Das Bild schimmert mild auf sie herab. Erfüllt stand sie auf und trat näher herzu. Es zwang sie, irgendwo ihre Lippen darauf zu drücken. Die Kühle, die in sie stieg, erschreckte sie. Ihr Blick fiel auf die Inschrift, die in feinen hohen Lettern auf den Rahmen geschrieben war: „Mater dei, sorormatrum“. Sie las die Worte mühsam; da entdeckten ihre scharfen Augen, daß der kleine Blumenkranz, der die beiden Inschriften miteinander verband, selbst aus Buchstaben bestand! Sie brachte sie buchstabierend zusammen: „amoris deal!“ Wohl ahnend, daß hier ein Geheimnis waltete, mochte, wiederholte sie, um nichts aus dem Gedächtnis zu verlieren. Endlich, da sie sich zum Gehen wenden wollte, wurden leichte Schritte hinter ihr hörbar. Eine kleine Gestalt löste sich aus dem Schatten eines Pfeilers. Der schwarze, hochgeschlossene Chorrock des Mannes scheuchte Marias erstes Erschrecken. Sie blieb und erwartete ihn! Er trat auf sie zu und sagte: „Mutter Gottes, Schwester der Mütter, der Liebe Göttin! warst du bei ihr?“ „Ich wars, ja ich war es,“ antwortete Maria, wieder von ihrem Traum umfungen, „oder ich habe geträumt, es zu sein.“ „Sie weilt hier, so oder so!“ sagte der Geistliche, „nur mir ist es verjagt, sie zu sehen.“ „Warum?“ fragte Maria erstaunt. Der andere flüsterte geheimnisvoll: „Sie kommt nur, wenn ich spiele. Dann bau ich ihr eine Brücke hinab, sie kommt und ist lebendig hier. Früher habe ich versucht, sie zu belauschen, wenn aber die Töne schweigen, wird es leer, als sei sie nie dagewesen!“ „Vor dreihundert Jahren“, fuhr er, nahe bei Maria, fort, wehmütig lächelnd, als verrate er ein schmerzliches Geheimnis, „ist es einem, der mein Freund war, gelungen, sie zu sehen. Ich spielte, er saß hier, unter dem Schatten der Mauer, da kam sie über die Töne wie über eine Wiese gegangen, der Boden blühte, die Steine fingen zu singen an!“ Maria, halb verwirrt, fragte: „Vor dreihundert Jahren?“ „Vor dreihundert Jahren,“ sprach er ernsthaft weiter. „Ich fand ihn ohnmächtig drunten liegen. Er konnte nicht mehr sprechen. Still saß er noch ein paar Wochen irgendwo draußen, dann brachte er eines Tages das Bild dort, hing es auf, sah es einmal an und legte sich draußen in die Sonne und starb. Seitdem bin ich hier, ein wenig schon ruhelos geworden und spiele und fühle, wenn sie mir nah ist. Wenn aber die Zeit der Prüfung um ist, dann werde ich sie erkennen und bei ihr sein.“

Er wischte sich über die Stirn. Nach Art solch harmlos Verrückter fand er zwanglos den Uebergang zum Wirklichen: „Warst du schon einmal hier, Kind?“ „Nie,“ sagte Maria, „doch es hat mich hergezogen!“ „Du hast sie gefunden! War es die Liebe, die dich zu ihr trieb?“ „Die Liebe, die Sünde der Liebe,“ sagte das Mädchen und sie zitterte, da sie das Geständnis über die Lippen brachte. Unruhig fragte sie und deutete auf die Inschrift, „Was heißt das?“ „Die Mutter Gottes,“ antwortete der Organist, „die Schwester der Mütter.“ „Meine Schwester?“ Maria ließ den Kopf sinken und preßte beide Hände gegen die schmerzende, schwellende Brust; sie forschte weiter, „und dies?“ Der Irre, Begnadete lächelte: „Du hast es gesehen, was keiner wissen darf? Wenn sie es wüßten, vielleicht würden sie meine süße Madonna verbrennen. Sie wollen sie zur Heiligen machen, sie, deren Sohn das Leid der Menschen trägt. Kann Glaube anders als aus brennender Liebe werden? Mein Freund und ich,“ flüsterte er leise an Marias Ohr, „haben es als unser Geheimnis hierhergeschrieben; du darfst es nicht verraten!“ „Hier halt ich es fest,“ Maria streckte ihm beide Hände hin. „Sie ist die Göttin der Menschenliebe!“ Er legte geheimnisvoll nickend den Finger auf den Mund und war verschwunden. Gleich darauf schwebten wieder die Silberklänge jener einzigen Melodie durch den Raum. Maria wandte sich und ging, schwer, gesegneten Schrittes.